



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Lügen**

**Bourget, Paul**

**Budapest, 1891**

XVIII. Von Vieren der Glücklicheste.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

## XVIII.

### Von Pieren der Glückseligste.

Susanne kannte den Scharfblick des Barons zu gut, um nicht zu ermessen, daß ihm die Scene in der Loge nicht völlig entgangen war. Was hatte er aufgefangen? Wie dachte er über dieselbe? Das waren zwei wichtige Fragen für sie. Es war ihr nicht möglich, dieselben zu beantworten, während sie, auf den Arm ihres Mannes gestützt, den kurzen Weg zurücklegte, um das Thor zu erreichen, an welchem die Wagen hielten. Das Gesicht des Barons hatte keinerlei Bewegung verrathen. Sie selbst fühlte sich nicht kräftig genug, um ihre gewöhnliche Beobachtungsgabe zu üben. Sie hatte sich nämlich in Betreff des angeblichen Unwohlseins nur halb verstellt. Der Eindruck des unvermutheten Gespräches mit René hatte sie mit Angst und Schauern erfüllt. Sie konnte befürchten, daß der sichtlich außer Rand und Band gerathene junge Mann sie öffentlich bloßstellen werde. Gleichzeitig hatte ihre lebhafteste, aufrichtige Leidenschaft unter der entehrenden Anklage und der noch entsetzlicheren Entdeckung — geblutet. Sie bekam, während sie die Schleppe ihres Kleides aufhob und die Stiege herabstieg, Schüttelfrost; ein solcher pflegt sich oft einzustellen, nachdem man glücklich einer Todesgefahr entronnen ist. Sie lächelte fast, während ihre Lippen bebten, und ihr Gesicht war todtenblaß geworden. Es gewährte ihr eine wirkliche Erleichterung, sich endlich an der Seite ihres Gatten in die Wagenecke drücken zu können. Sie brauchte sich vor diesem wenigstens nicht zu verstellen. In dem Augenblick, in welchem sich das Pferd in Bewegung setzte, beugte sie sich vor, als wolle sie nochmals grüßen. Das Gesicht des Barons ward durch das Licht einer Gasflamme voll beleuchtet,



es war nicht schwer, seine Gedanken zu errathen. Susanne täuschte sich nicht einen Augenblick über dieselben.

„Er weiß Alles . . .“ sagte sie sich. „Was wird daraus entstehen? . . .“ Desforges stand, trotzdem das Coupé schon längst fort war, noch immer dort und strich seinen Schnurbart, bei ihm das Anzeichen tiefsten Nachdenkens. Das Wetter war schön, er hatte deshalb seinen Wagen nicht bestellt. Es war seine Gewohnheit, bei trockenem Wetter des Abends zu Fuß in seinen Lieblingsclub in die „Rue Boissy d'Anglas“ zu gehen; er that es, wo immer er noch gewesen war, mochte er aus kleinen Theatern kommen oder aus den elegantesten Theilen von Paris. Er liebte es, seine Cigarre rauchend — heute die dritte Dr. Noirost gestattete ihm nicht mehr — Paris zu durchstreifen; sein Paris, das in- und auswendig zu kennen er sich mit Recht schmeichelte, und das er zu genießen verstand, wie kein Anderer. Desforges war kein Cosmopolit, er liebte das Reisen nicht, und nannte es das „Leben der Colli.“ Dieser Abendspaziergang aber war sein Hochgenuß. Er benützte denselben, um „die Bilanz zu ziehen“ — d. h., um die verschiedenen Ereignisse des Tages zu überdenken, seine Vorschriften einerseits zu buchen, seine Ausgaben andererseits.

Massiren, reiten, fechten, das gehörte zu den Vorschriften und wurde zur Gesundheit gerechnet. Burgunder trinken, oder rothen Porto, sein heimliches Verbrechen, oder Trüffeln essen, Susanne lieben . . . das wurde bei den Ausgaben verbucht. . . . Hatte er sich jedoch einen kleinen Verstoß erlaubt gegen die starren Regeln seiner streng geordneten Lebensweise, so wog er ängstlich das Soll und Haben ab und folgerte dann entweder: „dies war zweckdienlich;“ oder aber: „jenes war es nicht.“ Dann zauberte ihm dieses Paris, das er seit seiner frühesten Kindheit bewohnte, immer wieder trauliche Visionen vor die Seele. Bei ihm paarte sich der Egoismus dem feinsten Verständniß, er war nicht nur ein Epikuräer der Sinne, er verstand auch die Kunst, glückliche Stunden in der Erinnerung zu genießen. In diesem Hause hatte er mit einer bezaubernden Geliebten zärtlich gekost; jenes gemahnte ihn an seltene kulinarische Genüsse. „Man muß gleich den Ochsen vier Mägen haben, um wiederzukauen,“ pflegte er zu sagen, „das habe ich ihnen abgespitzt, es ist das einzig Gute, das ihnen eigen ist.“ Als



jedoch der Wagen des Ehepaars Moraines dahinrollte, wurde ihm, trotzdem der Maiabend lau und wohligh, sein Tag bis auf die Begegnung mit René in der Loge ein besonders glücklicher gewesen, recht weh und bitter um's Herz. Susanne hatte sich nicht getäuscht. Er hatte Alles errathen. Der Eintritt des jungen Mannes in die Loge hatte ihn um so mehr überrascht, als er demselben gerade heute Nachmittag bei seinem Austritt aus dem Hause der „Rue de Rivoli“ begegnet war und dieser ihn fest in's Auge gefaßt hatte „Wo, Teufel, soll ich das Gesicht hinthun?“ hatte sich Desforges damals vergeblich gefragt. „Wie konnte ich dasselbe vergessen haben?“ sagte er sich, als Paul Moraines, René Vincz seiner Frau vorgestellt. Schon aus dem Gesicht des Besuchers hatte er ein Geheimniß gefolgert. Als Susanne sich in den Vorraum zurückgezogen, setzte er sich so, daß er alle Vorgänge draußen beobachten konnte. Es war ihm nicht möglich, auch nur ein Wort aus dem zu erlauschen, was René sprach, doch hatte er aus dem Ausdruck seiner Augen, den Falten seiner Stirne, der Bewegung seiner Hand entnommen, daß er Susannen eine Scene machte. Das vorgeschützte Unwohlsein der Letzteren hatte ihn nicht einen Augenblick getäuscht. Er gehörte zu denen, die nur vom Nützlichkeitsstandpunkt an Migrainen der Frauen glauben. Das Zittern des Armes seiner Geliebten, da er dieselbe zum Wagen geleitet, hatte ihn in seiner Vermuthung nur noch bestärkt; und so mußte er sich, nothgedrungen den Opernplatz passirend, die traurigsten Wahrheiten zurecht legen, anstatt wie sonst Freude empfinden an der seit Kurzem elektrisch beleuchteten Avenue oder an der Fagade des Theaters, das er allen Notre-Dame-Kirchen vorzog.

„Ich bin schön angeführt worden,“ sagte er sich, „und noch dazu in meinem Alter! Das ist ein bißchen stark, — und für wen?“ Alle Umstände wirkten zusammen, um die Demüthigung noch grausamer zu gestalten. Die ausgesuchte Schlaueit, mit welcher ihn Susanne betrogen, ohne daß er einen Zweifel empfunden, auch nicht den leisesten; die niederschmetternde Plöghchkeit der Entdeckung; — endlich die Stellung seines Rivalen! Ein unbedeutender junger Mann, ein Arbeiter des Zufalls! Er erinnerte sich an tausend Einzelheiten, von denen die eine immer trauriger war als



die andere, an die klägliche und linkische Haltung des Dichters bei Gelegenheit ihrer ersten und einzigen Begegnung am Morgen nach der Soirée bei Gräfin Komof; an die Zerstreuung Susannens, die er nicht beachtet und die er sich bisher nicht zu erklären verstanden; an die Andeutungen, welche sie gemacht über Morgenbesuche beim Zahnarzt und im „Louvre“ oder im „Bon-Marché.“ Und er, Baron Desforges, hatte Alles für baare Münze genommen. „Ich bin doch zu dumm gewesen!“ wiederholte er laut, „aber wie hat sie es nur möglich machen können?“ Was ihn völlig aus dem Gleichgewicht brachte, war, daß er selbst jetzt noch nicht zu begreifen vermochte, auf welche Weise sie es angefangen, die Intrigue zu spinnen, über die der Auftritt in der Loge ihm keinen Zweifel mehr gestattete. Nein, es war geradezu unmöglich, zu zweifeln. Da René den Muth gehabt, ihr diese Scene zu machen, und Susanne dieselbe stillschweigend geduldet, mußte er ihr Geliebter sein. „Aber wie hat sie das nur angefangen?“ fragte er sich. „Sie hat ihn nicht bei sich empfangen, denn da hätte Paul darum wissen müssen. Sie ist ihm nicht in der Welt begegnet. Er geht nirgend hin . . .“ Und nochmals wiederholte er: „Ich bin wirklich zu dumm gewesen! . . .“ Er empfand lebhaften Zorn wider diejenige, welche ihn in diese Aufregung versetzt. Er war an dem „Casé de la Pair“ vorüber gegangen, wo er zwei Frauen abwehren mußte, die sich ihm zudringlich genähert. „Meiner Treu,“ meinte er, „Eine ist der Andern werth! . . .“ Er machte noch einige Schritte und bemerkte, daß seine Cigarre ausgegangen war. Er warf sie mit geradezu heftiger Bewegung weit von sich: „Und die Cigarren sind wie die Frauen . . .“ Dann aber, indem er diese Regung kindischer Laune erwog, flüsterte ihm eine innere Stimme zu: „Friedrich, mein Freund, Du bist ein Esel gewesen und wirst einer bleiben . . .“ Er zog eine andere Cigarre aus der Tasche und trat in eine Trafik, um dieselbe anzuzünden. Die Havanna war zufällig ganz besonders gut. Der Baron, als Kenner, zog deren Aroma ein und folgerte dann: „Ich hatte Unrecht, diese hier lügt nicht. . . .“

Das Behagen an der guten Cigarre gab seinem Denken eine andere Richtung. Er blickte um sich. Er befand sich im Augenblick fast am letzten Ende des Boulevard. Die



Vorübergehenden kamen und gingen wie am hellen Tag. Wagen rollten schnell vorüber. Das Gas beleuchtete fast phantastisch das frisch keimende Laub. Rechts im Hintergrund erhob sich die dunkle Masse der Madelaine, dazu blaute der sternenhelle Himmel. Dieses Pariser Bild behagte den Augen des Barons, und seine Gedanken nahmen einen freundlicheren Flug: „Ach! sollte ich am Ende gar eifersüchtig sein?“ fragte er sich selbst. Wenn jemand ihm von einer Regung dieser traurigen Eigenschaft sprach, so begnügte er sich in der Regel, den Kopf zu schütteln und zu sagen: „Man macht also Ihrer Geliebten den Hof . . . Das ist eine Huldigung, die man Ihrem guten Geschmack bringt.“ — „Ich sollte eifersüchtig sein! Das fehlte noch!“ Haben wir uns jahrelang in der Gesellschaft eine bestimmte Rolle zurecht gelegt, so spielen wir dieselbe schließlich auch, wenn wir allein sind. Desforges schämte sich dieser Schwäche — so wie ein Offizier sich in Kriegzeiten des Nachts das Gefühl der Angst nicht zugestehen mag: „Das ist nicht wahr,“ antwortete der Baron sich selbst, „ich bin gar nicht eifersüchtig.“ Er strengte seine Phantasie an und trachtete, sich Susanne in den Armen René's vorzustellen. Er empfand ein stilles Behagen, feststellen zu können, daß ihm diese Vorstellung zwar nicht angenehm war, in ihm aber auch keineswegs jene Empfindung stechenden Schmerzes hervorrief, welchen die Eifersucht mit sich bringt. Er gedachte im Gegensatz hierzu des Zustandes, in welchem der Dichter in die Loge getreten war; seines entstellten Gesichtes, der nicht zu bändigenden schmerzlichen Wuth, die in seiner ganzen Erscheinung zum Ausdruck kam; das war wirklich ein Eifersüchtiger und zwar einer im äußersten Stadium dieser unseligen Gefühlsregung. Seine eben festgestellte, verhältnißmäßige Ruhe, im Gegensatz zur Verzweiflung seines Rivalen, schmeichelte dem Stolz des Barons so sehr, daß er für einen Augenblick thatsächlich geradezu vollständiges Behagen empfand.

„Und weshalb wollte ich denn eigentlich eifersüchtig sein? Warum hat mich Susanne betrogen? Habe ich denn von ihr jene Liebe erwartet, von welcher jener Dummkopf von einem Dichter geträumt haben mag? Was verlangte ich von ihr, ich, mit meinen gut gezählten 50 Jahren? Nichts, als daß sie liebenswürdig sei. Das ist sie gewesen. Daß sie mir ein Heim verschaffte, um meine Abende zu verbringen.



Sie hat es gethan. Nun denn! Was noch? Sie ist einem schönen Menschen begegnet, der jung und frisch ist. Sie hat sich ihn bezahlt. Hätte sie mich denn ersuchen können, ihr denselben zu schenken! . . . Er ist ja trotzdem von uns beiden der Hahnrei! . . .“ Als er diesen kühnen Schluß gezogen, war er gerade bei seinem Club angelangt. Die Brutalität des Wortes, das ihm plötzlich eingefallen, brachte ihm einigermaßen Erleichterung: „Gleichviel,“ dachte er, „was würde Crucé wohl dazu meinen?“ Der geschickte Sammler hatte ihm seinerzeit ein unächttes Gemälde zu erschreckend hohem Preis verkauft, und Desforges bewahrte ihm seither jene gewissermaßen scheelsüchtige Anerkennung, welche schlaue Menschen immer empfinden, wenn sie übervortheilt werden. Er stellte sich den kleinen Salon des Clublocales vor und wie der verschmigte Mensch das Abenteuer Susannens mit René zwei oder drei andern anwesenden Collegen zum Besten gab. Diese Vorstellung war dem Baron dermaßen widerwärtig, daß sie ihn abhielt, die Stiege zu ersteigen, und er geraden Weges den „Champs Elysées“ zuschritt: „Bah! weder Crucé noch die Andern werden etwas davon erfahren. Es ist noch gut, daß sie nicht irgend einen Gecken, der in Mode ist, zum Liebhaber gewählt . . .“ Er kehrte um und blickte nach den erleuchteten Fenstern des Cercle, die auf die „Place de la Concorde“ gingen. „Sie hat statt dessen jemand gewählt, dem ich nie begegne und den sie weder vorgestellt noch patronisiert hat. Sie hat Takt bewiesen, dieses Zeugniß kann man ihr nicht versagen . . . Und wenn sie kurz vorher zitterte, so geschah es meinethalben . . . Arme Kleine! . . .“ — „Ja, arme Kleine! . . .“ wiederholte er, sein stummes Selbstgespräch in der Avenue fortsetzend. „Der Kerl ist am Ende wirklich im Stande, sie die Laune theuer bezahlen zu lassen. Er war ja diesen Abend außer Rand und Band. Welcher Mangel an Geschmack und Lebensart! Und noch dazu in meiner Loge! . . . Welche Ironie! Hätte ich den armen Paul nicht nach meinem Sinn gemodelt, sie wäre verloren gewesen. Und nun weiß er das Geheimniß unserer Zusammenkünfte. Wir werden die „Rue du Mont-Thabor“ verlassen müssen! . . . Nein! der Junge ist wirklich unmöglich! . . .“ Es war dies einer seiner Lieblingsausdrücke. Er war abermals zornig, diesmal aber gegen den Dichter;



er schmeichelte sich, ein Mann von Geist zu sein, der sich nicht über sich selbst täuschte. Er wehrte daher diesen Anfall ab: „Ich werde ihm doch keine Eifersucht wider mich nicht nachtragen. Das wäre schon zu dumm . . . Erwägen wir lieber, was er möglicherweise alles anstellen kann? Einen öffentlichen Scandal? Nein! dazu ist er noch zu grün . . . Einen Artikel in irgend einer Zeitung? Er als sentimentaler Dichter? . . . Das dürfte seiner Anschauung kaum entsprechen . . . Wenn er am Ende aus Entrüstung gar mit ihr bräche? . . . Das wäre doch zu schön! Aber wird ein junger Mann, wie er, der kein Geld hat und sich gratis einer schönen, eleganten Geliebten erfreut, freiwillig verzichten wollen? . . . Warum nicht gar . . . Wenn er nur nicht am Ende gar verlangt, daß sie ihm entsagt, und sie verliebt genug ist, es zu thun? . . .“ Er hatte klar und deutlich die Vision all' der Unbequemlichkeiten, welche dieser Bruch in seinem Leben mit sich bringen würde: „Vor allem keine Susanne mehr, und wo fände ich eine Andere, die gleich ihr reizend, geistreich ist, ihren Anstand hat, und die gleich ihr meine Gewohnheiten kennt? . . . Dann müßte ich eine neue Verwendung meiner Abende suchen, davon zu schweigen, daß ich in ganz Paris keinen so treuen Freund habe, als diesen vortrefflichen Paul! . . .“ Er mußte, um über so traurige Möglichkeiten nicht entmuthigt zu werden, sich in's Gedächtniß zurückrufen, welche Bande ihm der Wirthschaft Moraines' unentbehrlich machten. — „Nun denn,“ folgerte er in dem Augenblick, da er das Thor seines Hotel's der „Cours la Reine“ erreicht hatte, „sie wird mich nicht opfern, er wird sie nicht missen können, und alles wird sich machen . . . Alles macht sich ja im Leben . . .“

Doch waren weder diese Versicherung, noch seine Philosophie so ächt, als die Eitelkeit des Barons es erforderte, der nur die eine Schwäche hatte, sich für einen starken Charakter zu halten; Desforges war zum erstenmal im Leben seinem getreuen, von ihm selbst geschulten Kammerdiener gegenüber ungeduldig und ungerecht, als derselbe ihm bei der Toilette für die Nacht behilflich war. Der lebenswürdige Egoist schloß trotz seiner Unschlüssigkeit über die Art zu handeln, und trotz der Verstimmung, die weit größer war, als er zu-



geben mochte, nicht weniger als 7 Stunden wie eben jede Nacht. Unter den systematisch hygienischen Grundsätzen, nach denen er zu altern sich vorgenommen, stand die Achtung vor seinem Schläfe obenan. Er hatte durch eine müßige, aber stetig arbeitsame Lebensweise, durch eine gewählte Kost, durch die vollkommen geregelte Gleichförmigkeit im Zubettgehen und Aufstehen, durch die Vorsicht, die er gebrauchte, sein Hirn gegen Mitternacht aller trüben Gedanken zu entäußern, wie er sich ausdrückte, eine so unerschütterliche Gewohnheit angenommen, zur festgesetzten Stunde zu ruhen, daß es der Proclamirung einer neuen Commune, — das war der wenigst zweckdienliche Zwischenfall den er voraussah, — bedurft hätte, um ihn wach zu erhalten. Als er am nächsten Morgen die Augen öffnete, fühlte er sich durch die Nachtruhe derart erfrischt, was ihm an Aufregung zurückgeblieben, war dermaßen verrauht, daß er sich der Begebenheiten am Vorabend nur mehr mit einem Lächeln erinnerte.

„Ich möchte wetten, daß es ihm nicht so gut ergangen ist . . .“ sagte er sich, da er der schlaflosen Stunden gedachte, die René verbracht haben mußte, „auch Susannen nicht . . . sie schien am Vorabend so erschüttert . . . noch auch Moraines.“ Jedes kleinste Unwohlsein seiner Frau spannte den armen Jungen auf die Folter. „Welch schöner Titel für ein Schauspiel: Von Vieren der Glückliche! . . . — den Witz muß ich anbringen . . .“ Der Scherz belustigte ihn selbst, und als Dr. Noirod ihm nach beendeter Massage widerholte: „Das Aussehen des Herrn Barons ist diesen Morgen ein prächtiges. Welche Muskeln! Wie elastisch, kräftig und stramm sie sind; es sind Muskeln eines Dreißigers . . .“ — da gewann das Gefühl des Wohlseins die Oberhand über alles Mißvergnügen. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn: Wie ließe sich's verhindern, daß die Scene vom Vorabend, in der behaglichen, seiner geheiligten Person so vollständig angepassten Lebensweise keine Aenderung herbeiführe? Darüber dachte er, sann er, während er nach der Massage seine Chokolade schlürfte; es war dies eine Art wohlriechenden, leichten Schaumes, den sein Kammerdiener bei einem Meisterkoch bereiten gelernt hatte. Er dachte darüber nach, während er an dem hellen, leuchtenden Frühlingsmorgen in's Bois galloppirte, und dachte noch immer darüber nach, als er gegen halb ein Uhr mit



seiner alten Verwandten beim Frühstück saß: Lektore besorgte, während sie zur barmherzigen Schwester des Barons alterte, einen Theil seines Hauswesens, nämlich: die Wäsche, das Silber, die Rechnungen der Dienstleute. Desforges war sowohl in öffentlichen als auch in Privatangelegenheiten immer für das gemäßigte, vernünftige: Warten! „Man muß den jungen Mann ganz sich selbst überlassen, er wird sich selbst das Genick brechen! . . . Seien wir sehr liebenswürdig und thun wir dergleichen, als hätten wir — nichts bemerkt . . .“ Er begab sich gegen zwei Uhr zu Fuß in die „Rue Murillo“, faute dabei aber immer noch an diesem Gedanken. Er blieb vor einem Antiquitätenladen stehen und bemerkte in der Auslage eine ciselirte goldene Uhr im Styl Ludwigs XVI. mit einer Rosenguirlande und einem reizenden Miniaturbild. „Das ist ein vorzügliches Mittel, ihr zu beweisen, daß ich für den Status quo bin.“ Er bezahlte den kleinen Nippgegenstand entsprechend gut und beglückwünschte sich doppelt ob des Ankaufes, da er bei Susannen eintretend gewahrte, mit welcher Unruhe sie ihn erwartet hatte. Ihre Blässe und die tiefliegenden Augen bewiesen, daß sie die Nacht damit verbracht, darüber nachzugrübeln, wie sie sich aus der Verlegenheit ziehen könnte, in welche die Scene mit René sie gedrängt. Der Baron errieth aus der Art, mit der sie ihn anblickte, daß sie sich nicht der Hoffnung hingab, seinem Scharfblick entgangen zu sein. Das kam ihm wie eine großartige Huldigung vor, welche die seiner Eigenliebe geschlagene Wunde völlig heilte; er überreichte daher mit aufrichtiger Freude das Etui, welches die goldene Uhr enthielt, indem er fragte:

„Gefällt Ihnen das?“

„Es ist entzückend,“ sagte Susanne, „der Hirt und die Hirtin leben ja fast.“

„Ja,“ erwiderte Desforges, „sie scheinen die moderne Arie zu singen: „Alles opferte ich der undankbaren Sylvia. Sie aber verrieth mich.““

Er hatte einst seiner wohl lautenden, geschulten Tenorstimme manchen hübschen Erfolg im Salon gedankt; er summt nun die berühmte Klage mit Variationen eigener Erfindung: „Liebeskummer währt nur einen Augenblick, Liebesgenuß erfreut das ganze Leben . . .“



„Wollen Sie dem Schäfer und der Schäferin nicht ein Plätzchen auf Ihrer Tischecke gönnen, sie werden hier besser untergebracht sein als bei mir . . .“

„Wie Sie mich verwöhnen!“ antwortete Susanne etwas verlegen.

„Nein,“ erwiderte Desforges, „ich vermöhne nur mich selbst . . . Bin ich denn nicht vor Allem Ihr Freund?“ Dann ihre Hand küssend, fügte er ernst hinzu: „Sie werden niemals einen besseren finden . . .“

Und das war Alles. Ein Wort darüber wäre seiner Würde abträglich gewesen. Ein Wort weniger, und Susanne hätte meinen können, er habe sie nicht durchschaut. Sein Zartgefühl forderte bei ihr aufrichtige Dankbarkeit heraus. Das umsomehr, als ihr dasselbe ermöglichte, an René allein zu denken. Die aufreibende Angst, welche sie in dieser schlaflosen Nacht durchlitten, gipfelte in dem Gedanken: wie könnte man jetzt, wo die beiden Männer einander gesehen, einander ergründet, den einen schonen, ohne den andern zu opfern? Sollte sie mit dem Baron brechen? Sie hatte schon daran gedacht, allein, wie wäre das anzufangen? Sie hatte sich ja selbst in dem Lügenneze gefangen, das sie seit Jahren um ihren Mann gesponnen. Sie vermochte ohne die Beihilfe des Geliebten ihren Lebensaufwand nicht zu bestreiten. Mit Desforges brechen, hieß sich zur Nothwendigkeit verurtheilen, gleich wieder eine ähnliche Verbindung zu suchen, oder noch tiefer zu sinken, es hieß sich jener baar bezahlten Prostitution ergeben, deren die böse Welt diese und jene Frau ihrer Bekanntschaft zieh. Anderseits hieß es mit René brechen, wenn sie Desforges nicht entsagte. Der Baron würde niemals begreifen wollen, daß ihre Liebe zu René ihn nicht schädigte. Männer machen nun einmal solche Zugeständnisse nicht. Dieser hier war aber geistreich und gutmüthig genug, dessen nicht einmal zu erwähnen, was er gesehen. Er war ihr daher niemals, nicht einmal, da er große Rechnungen bezahlte, so großmüthig vorgekommen, als in diesem Augenblick, wo er sie durch seine Haltung dazu ermunterte, sich ganz dem Bestreben hinzugeben, ihren jungen Geliebten zurückzuerobern, dessen Küsse sie weder missen konnte noch wollte.

„Er hat allerdings recht,“ sagte sie sich, als Desforges fortgegangen war, „er ist mein bester Freund . . .“ Und sie



fieng gleich mit der Hoffnungsfreudigkeit, die Frauen eigen ist, wenn ein Glückstrahl sie trifft, zu glauben an, daß auch alles Uebrige sich eben so leicht werde ordnen lassen. Während sie, auf dem Ruhebett liegend, zerstreut mit der schönen Uhr spielte, die sie in der Hand behalten, concentrirten sich alle ihre Gedanken auf den Dichter und die Art, wie er möglicherweise wiederzugewinnen wäre. Es handelte sich darum, den Thatbestand festzustellen und denselben in's Auge zu fassen. Was wußte René? Er selbst hatte sie über diesen ersten Punkt belehrt: er hatte sie und auch Desforges aus der „Rue du Mont-Thabor“ kommen sehen. Nur entfernte sich der Baron aus Klugheit niemals bei demselben Thore, wie seine Geliebte. René mußte demnach um beide Ausgänge wissen. Hatte er beobachtet, wie sie ihren Wagen verlassen und dem Eingang zugeschritten, der zur „Rue de Rivoli“ führt? Wahrscheinlich. Wenn nur ein Zufall es gefügt, daß er vorerst ihr, dann dem Baron begegnet war, so hätte er unbedingt aus diesen beiden Begegnungen keinen Schluß ziehen können. Er hatte ihr aufgepaßt, er war ihr gefolgt. Auf welche Veranlassung hin? Sie hatte ihn nach ihrem letzten Stellbuchein anfangs der Woche so beruhigt, so zärtlich, so glücklich verlassen! Es konnte also zu neuerlich erwachten heftigen Zweifeln, die bis zur Spionage führten, nur einen Grund geben und zwar: Claude mußte zurückgekehrt sein. Es bemächtigte sich ihrer eine Regung des Hasses wider diesen Menschen. „Wenn ich auch diesen neuen Schreck abermals ihm verdanke, dann wird er mir es theuer bezahlen müssen . . .“ dachte sie. Doch gewann gleich wieder der Gedanke an die Gefahr die Oberhand, und diese schien ihr im Augenblicke wichtiger als die Rache wider den unklugen Larcher. Es war für alle Fälle zweifellos, daß René aus dem einen oder dem andern Grund hinter das Geheimniß ihrer Stellbuchein gekommen, und daß sein Schmerz darüber so groß war, daß er das unabweisliche Bedürfniß empfunden, ihr denselben sogleich laut zu verkünden. Welche Leidenschaft sprach aus dem tollen Benehmen in der Oper! Ein Benehmen, das sie fast vernichtet hätte. Und anstatt ihm zu zürnen, liebte sie ihn darob nur noch heftiger. Es war ja ein Beweis seiner Leidenschaft, folglich ein Zeichen der Macht, die sie über den jungen Mann gewonnen. Nein, ein Geliebter, der so leiden-



schafftlich liebt, ist nicht schwer zurückzuerobern. Nur mußte sie ihn wiedersehen, mit ihm sprechen, sie mußte ihm den Besuch in der „Rue du Mont-Thabor“ natürlich erklären können. Sie konnte ja ganz einfach zu einer erkrankten Freundin gegangen sein, die auch mit Desforges bekannt war. Aber der bei Galignani weggeschickte Wagen? Sie hatte eben das Bedürfnis empfunden, eine kurze Strecke Wegs zu Fuß zu gehen. Und die beiden Ausgänge? . . . Giebt es denn nicht viele Häuser, welche so gebaut sind? . . . Sie war durch Erfahrung von René's Vertrauensseligkeit zu sehr überzeugt, um auch nur zu zweifeln, daß er sich beruhigen lassen werde. Er war nur unvorbereitet von einer Thatfache überwältigt worden, welche ihn für einen Augenblick in seinem Zweifel bestärkte. Er hatte vielleicht heute schon widerrufen und innerlich wieder ihrer Liebe das Wort gesprochen . . . Sie war, als man ihren Wagen meldete, gerade an diesem Punkt ihrer Betrachtungen angelangt. Der Gedanke, René um jeden Preis wiederzugewinnen, beherrschte sie dermaßen, sie war so fest überzeugt, daß ihre Gegenwart über seine letzten Bedenken siegen würde, daß sie plötzlich einen Entschluß faßte: warum sollte sie nicht versuchen, den jungen Mann sogleich wiederzusehen? Ja, warum nicht, da sie ja nichts mehr von Seite Desforges zu fürchten hatte? Bei Verstimmungen des Herzens ist die rascheste Versöhnung auch die gebotenste . . . Würde er die Kraft haben, sie von sich zu stoßen, wenn sie ihn in jenem kleinen Heim aufsuchte, das Zeuge ihres ersten Besuches gewesen, wenn sie ihm, wie damals, freiwillig entgegeneilte und, ihm diesen neuen zweifellosen Beweis ihrer Liebe gebend, zurief: „Du hast mich geschmäht, gelästert, gequält . . . ich kann aber weder Deinen Zweifel, noch Deinen Schmerz ertragen . . . hier bin ich!“ Sie klammerte sich, sobald sie auch nur die Möglichkeit dieses Schrittes erwogen, an denselben wie an ein Mittel, durch dessen Hilfe sie der Angst entgehen sollte, die sie seit dem Vorabend quälte. Sie machte so rasch Toilette, daß ihre Kammerfrau Celine ganz verblüfft war; und doch war sie niemals noch so schön gewesen wie heute in dem hellgrauen Frühlingskleid, das sie selbst gewählt: ein Kleid, das, wie es in jenem Jahr modern war, sich eng an die Gestalt schmiegte. Ohne Zaudern rief sie



dem Kutscher die Adresse der „Rue Coëtlogon“ zu. So weit war in der That diese berechnende, kluge Frau gekommen!

„Nur das eine Mal! . . .“ sagte sie zu sich selbst, „ich werde schneller mein Ziel erreichen . . .“ Doch stellten sich gar bald Gedanken der Klugheit ein: „Wenn nur René daheim wäre! . . . Er wird noch zu Hause sein. Er erwartet ja einen Brief, irgend ein Lebenszeichen von mir.“ Sie hatte sich zwei und einen halben Monat vorher, gelegentlich ihres ersten Besuches, ohngefähr dieselbe Frage gestellt und dieselbe nahezu in gleicher Weise beantwortet. Sie konnte an der Verschiedenheit der Aufregung, welche sie damals empfunden, ermessen, welche Veränderung seither mit ihr vorgegangen war. Damals eilte sie der Wohnung des jungen Mannes mit dem Ungeßüm der Laune, aber nur einer Laune zu. Heute jedoch brannte die lodernde Gluth der Liebe in ihren Adern, der Liebe, die nach dem Geliebten hungert und dürstet, der Liebe, die in der Welt nur mehr den Geliebten sieht und die ihrem Wunsche ohne Zagen, selbst angesichts der Schlünde geladener Kanonen, nachgeben würde. Ja, sie liebte ihn mit ihren Sinnen, mit ihrem Geiste, mit der ganzen Kraft ihres Seins; sie fühlte es an der Ungeduld, die sie, dem schnellen Lauf ihres Wagens zum Trotz erfüllte, an dem Entsetzen bei dem Gedanken, daß ihr Unternehmen fehlschlagen könne. Sie erkannte in größter Aufregung das Gitter, welches den Eingang des bekannten Hauses von der Straße abschloß. Dank der schönen Bäume, deren Laub rechts hinter der Gartenmauer im Licht der milden Maiensonne zitterte, war es nunmehr ein frischer, grüner Winkel geworden. Nein, sie war damals, als sie den Hausbesorger nach Herrn Vincy gefragt hatte, nicht so erregt gewesen.

Er war auch heute daheim. Sie zog an der Glocke und auch heute, so wie damals, fand der Ton derselben in ihrem Herzen ein Echo. Sie vernahm das Deffnen einer Thür, dann leichte, schwebende Tritte. Sie erinnerte sich des schweren Schrittes, den sie einst an derselben Stelle vernommen. Diesmal war es nicht die Magd, die ihr zu öffnen kam, auch René konnte es unmöglich sein. Sie ahnte, daß sie der Schwester des Geliebten, jener Emilie begegnen werde, deren Abwesenheit ihren letzten Besuch begünstigt hatte. Sie fand keine Zeit, die Nachtheile dieses unerwarteten Zwischen-



falls zu erwägen. Schon hatte Frau Fresneau, — sie war es in der That — die Thür geöffnet und ihr Gesicht gezeigt, das in Folge der großen Aehnlichkeit mit dem Bruder keinen Zweifel übrig ließ. Auch Emilie war augenblicklich im Klaren über die Identität der Besucherin; zweifellos hatten sowohl die erneuten Leiden René's in den letzten Tagen, als auch die von Claude ihr gegenüber gemachten Enthüllungen dazu beigetragen, ihre Antipathie wider Frau Moraines auf's Aeußerste zu steigern; Emilie war nicht im Stande, den Ausdruck lebhaftesten Uebelwollens zu verbergen, und beantwortete die von der jungen Frau an sie gerichtete Frage mit möglichst scharfer Betonung: „Nein, gnädige Frau, mein Bruder ist nicht zu Hause . . .“ Dann gab die Schwesterliebe ihr den Gedanken einer List ein, durch welche sie allen Fragen über seine muthmaßliche Heimkehr begegnen konnte, und sie setzte hinzu: „Er ist diesen Morgen abgereist . . .“

Die Auskunft des Portiers hatte diese Angabe von vorherein Lügen gestraft. Daß diese Lüge jedoch eine plötzliche Eingebung Emilien's war, das konnte Susanne wohl nicht ahnen. Sie mußte annehmen und war überzeugt, daß Frau Fresneau im Auftrag ihres Bruders handle. Sie machte keinen Versuch mehr, Weiteres zu erfahren, sondern ließ es dabei bewenden, sich verbeugend ein „Gnädige Frau . . .“ zu hauchen, mit welchem die vollendete Weltbame, durch die Anmuth im Ausdruck, dem fast unartigen Trotz der Bürgerlichen gegenüber die einzig erlaubte Revanche nahm. Diese Anmuth verhinderte jedoch nicht, daß sie mehr denn eine Enttäuschung, ja, daß sie Schmerz empfand. Sie fragte sich gar nicht, ob die Aufnahme, die ihr durch Emilien geworden, auf Mittheilungen René's fußte oder nicht. Sie sagte sich bloß: „Er will mich nicht mehr sehen;“ und dieser Gedanke that ihr in der Seele weh. Auf der Straße angekommen, warf sie einen Blick nach den Fenstern jenes Zimmers, in welchem sie zum ersten Mal ihrem Geliebten angehört. Auch jenes erste Mal hatte sie sich beim Fortgehen umgewandt und René bemerkt, der sich hinter den halb emporgehobenen Vorhängen zeigte. Würde er sich nicht auch heute an derselben Stelle einfinden, sobald Emilie ihm gesagt, wer da gewesen? Sie wartete 5 Minuten lang an der Ecke des Trottoirs und empfand es dann wie ein neues Unglück,



daß die Vorhänge herabgelassen blieben. Sie bestieg ihren Wagen, von jenen Aufregungen gefoltert, welche die wahrhaft liebende Frau empfindet, wenn sie gezwungen ist, jeden Augenblick ihre Pläne zu ändern. Nach endlosen Kämpfen entschloß sie sich dafür, — sie, die niemals zur Feder griff, — dem Dichter zu schreiben:

Samstag 5 Uhr.

„Ich habe in der „Rue Coëtlogon“ vorgesprochen und Ihre Schwester hat mir gesagt, Sie seien verreist. Ich weiß aber, daß dies nicht wahr ist. Sie waren zwei Schritt weit von mir entfernt und wollten mich nicht sehen; und doch sollte jedes Möbelstück Ihres Zimmers Sie an eine Stunde erinnern, die Ihnen beweisen muß, daß ich aufrichtig gewesen. Welchen Grund hätte ich aber, Sie zu belügen? Ich beschwöre Sie, mich für einen Augenblick wenigstens wieder zu sehen. Kommen Sie, um in meinen Augen zu lesen, woran Sie nie mehr zu zweifeln mir versprochen hatten, nämlich: daß Sie mein Alles, mein Leben, mein Himmel sind. Ich lebe nicht mehr seit gestern Abend. Immer tönen Ihre Worte in meinen Ohren wieder. Woher haben Sie so viel Bitterkeit, so viel Haß geschöpft? . . . Ach! wie konnten Sie mich ungehört verurtheilen, bloß um eines Verdachtes willen, dessen Sie sich schämen würden, wenn ich Ihnen die Unhaltbarkeit desselben klar machen könnte. Ja, ich sollte Ihnen zürnen, ich sollte entrüstet sein wider Sie, aber ich empfinde trotzdem für Dich, mein René, nur Zärtlichkeit und den einen Wunsch, in Deiner Seele all' das zu tilgen, was unsere Feinde derselben eingeäht haben mögen! Dieser Schritt, der Allem, was eine Frau thun sollte, völlig widerspricht, ist mir leicht gefallen, ich habe mich gefreut, ihn zu thun, um Dir einen Beweis jenes Gefühls zu geben, das mir ihn eingab. Antworte mir nicht. Ich fühle, indem ich an Dich schreibe, wie wenig ein Brief auszudrücken vermag, was wir empfinden. Ich werde Dich übermorgen um 11 Uhr in „unserem Heim“ erwarten. Ich hätte das Recht, Dir zu sagen, daß ich Dich dort sehen will, denn jeder Angeklagte darf sich vertheidigen. Ich rufe Dir jedoch ein einziges Wort zu: „Komm, falls Du Jene wahrhaft geliebt, die Dich nicht belügt, niemals belogen hat, und Dich niemals belügen wird, ich schwöre Dir's, mein Alles!“



Als Susanne diesen Brief beendet, überlas sie denselben. Ein letzter diplomatischer Instinkt hieß sie zaudern, denselben mit ihrer Unterschrift zu versehen. Sie war jedoch so völlig bei der Sache, daß sie sich dieser Regung schämte und schließlich in die Ecke dieses Briefes ihren Namen setzte. Indem sie betheuerte, niemals zu lügen, log sie wieder, und doch war jene Regung, die ihr nach so vielen andern auch noch diesen erhabenen Betrug eingab, völlig aufrichtig. Sie klingelte und übergab, aller Klugheit zum Spott, diesen Brief — in dem jeder einzelne Satz sie zu Grunde richten konnte, — dem Kammerdiener, mit dem Befehl, denselben durch einen Dienstmann in die „Rue Coëtlogon“ zu schicken. Sie verlebte die 36 Stunden, welche sie noch von dem Stillsichsein trennten, in einer nervösen Ueberreiztheit, deren sie sich niemals fähig gehalten. Diese Frau, die sich doch sonst so vollkommen zu beherrschen vermochte, und die sich in dieses Abenteuer mit derselben Verstellungskunst eingelassen, mit welcher sie seit Jahren ihren Rang in der Welt behauptete, fühlte sich unfähig, mit Bezug auf das Benehmen ihrem Geliebten gegenüber einen Entschluß zu fassen. Sie sollte diesen Samstag Abend auswärts speisen. Sie kleidete sich, was ihr noch niemals geschehen war, in nahezu somnambulen Zustand an und besah sich nicht einmal in dem Spiegel. Sie war nicht im Stande, mit ihrem Tischnachbar, dem unvermeidlichen Crucé, auch nur ein Wort zu wechseln. Sie hatte unter dem Vorwand, daß ihr gestriges Unwohlsein noch nicht völlig behoben sei, ihren Wagen schon für 10 Uhr bestellt. Sie fuhr nach Hause, ohne der Fragen ihres Mannes zu achten, seine Anwesenheit war ihr nachgerade unausstehlich; sie hatte ja seinethalben und, weil er des Sonntags zu Hause blieb, verzichten müssen, René vor Montag wieder zu sehen. Wenn der Letztere nur überhaupt in die Zusammenkunft willigte! Sie warf, während sie ihren Mantel dem Bedienten überließ, einen angsterfüllten Blick nach der Silberplatte, auf welche man die Abendpost zu legen pflegte. Kein Brief mit der Schrift des Dichters lag darauf! Sie verbrachte diesen ganzen Sonntag angeblich mit einer Migraine im Bett; thatsächlich war sie damit beschäftigt, ihre Gedanken zu sammeln, sie wollte für den Fall gewappnet sein, falls René ihren Erklärungen über den Besuch in der



„Rue du Mont-Thabor“ in Bezug auf die franke Freundin keinen Glauben schenken wollte: Er wird denselben aber vertrauen. Sie mochte nicht voraussetzen, daß er ihr nicht glauben würde. Es wäre ihr zu schmerzlich gewesen. Ihre fieberhafte Angst, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen und Befürchtungen erreichten den Höhepunkt, als sie Montag Vormittag die Stiege des Hauses in der „Rue des Dames“ hinaufstieg. Wenn René sie, wie sonst üblich, hinter der halbgeöffneten Eingangsthür erwartete, so hatte der Brief hingereicht, ihn zu rühren, dann war sie gerettet . . . Doch nein, die Thür war geschlossen. Ihre Hand zitterte, da sie den Schlüssel in's Schloß steckte. Sie betrat das erste Zimmer, das leer war und dessen Läden geschlossen blieben. Sie ließ sich in einer Ecke des Zimmers nieder und überdachte alle Einzelheiten, die ihr von einem Glück sprachen, das so nah war und doch auch wieder so — ferne! Es war das Empfangszimmer einer Bürgersfrau, mit Divan und Lehnstühlen aus rothem Sammet, die in Kopfhöhe mit gehäkelten Schutzdecken versehen waren. Die wenigen Bücher, welche René mitgebracht, standen abgestaubt, mit sauber nach Außen gekehrten Rücken, auf dem Bücherstand. Dank dem ängstlichen Ordnungssinn der vortrefflichen Frau Raulet war sogar die Uhr aus vergoldeter Bronze, welche von der Figur einer Penelope geziert war, ordnungsgemäß aufgezogen. Susanne lauschte dem Ticken des Pendels, das die Stille des Gemaches belebte. Secunden verstrichen, dann Minuten, dann Viertelstunden und René erschien nicht. Er sollte nicht mehr kommen. Diese Frau, die von Jugend auf gewöhnt war, allen ihren Wünschen Rechnung zu tragen, gerieth, als sie sich dieser Thatsache bewußt ward, in helle Verzweiflung. Sie fing wie ein Kind laut zu weinen an, und Thränen dieses Mal sogar ächte Thränen entquollen ihren Augen; sie dachte gar nicht daran, Comödie zu spielen. Sie wollte schreiben; dann, als sie in der von René am Tisch zurückgelassenen Briefmappe Papier vorfand und das offene Schreibzeug sah, stieß sie alle diese Gegenstände zurück und bemerkte: „Wozu denn?“ Und um René, falls er kommen sollte, doch noch ein Zeichen ihrer Anwesenheit zu hinterlassen, legte sie das parfümirte Taschentuch, mit dem sie ihre bittern Thränen getrocknet hatte, auf den Tisch. Sie sagte sich: „Er hat



diesen Parfüm geliebt!“ . . . Auch ihre Handschuhe, die er immer am Schluß ihres Beisammenseins zuzuknöpfen pflegte, legte sie dazu; dann ging sie, zu Tode betrübt, fort, nachdem sie noch einen Blick in das Schlafzimmer geworfen, in dessen Ecke das Bett stand mit seinen Spitzenvorhängen. Wie glücklich war sie in diesem Zimmer gewesen! Sollten die in demselben verlebten Stunden denn für ewig dahin sein? —